

Neue Zürcher Zeitung

Epidemiologie und Stadtplanung haben eine gemeinsame Geschichte und auch Zukunft

Derzeitige Diskussionen rund um Smart City und Living Lab deuten an,
dass sich die Planungskultur Europas infolge des Coronavirus
grundlegend verändern wird.

Sascha Roesler

03.04.2020, 05.30 Uhr



Luftaufnahme eines in 8 Tagen errichteten Krankenhauses zur
Behandlung von Coronavirus-Patienten in Wuhan, Provinz
Hubei, China (2. Februar 2020).

Reuters / China Daily / X01745

Mit der Ausbreitung des Coronavirus in Europa ist es zu einer
machtvollen Rückkehr der Hygiene ins gesellschaftliche Bewusstsein
gekommen. Kaum jemand hätte noch vor einem Jahr für möglich
gehalten, dass dieses Wissensgebiet erneut einer so umfassenden
Problematik unterliegen wird. Seit Jahrzehnten ist die Hygiene ein
selbstverständlicher Bestandteil der materiellen Kultur und des
alltäglichen Verhaltens.

Bekanntermassen hat die moderne Architektur und Stadtplanung
entscheidend zur Herausbildung eines hygienischen
Selbstverständnisses in Europa in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts
beigetragen. Die Reduktion der Belegungsdichten von Wohnräumen, die
Festlegung der Distanzen zwischen Gebäuden, die Verankerung
alltäglicher Hygienemassnahmen in Küche und Bad – all dies hat unser
Verständnis von modernem Wohnen und Leben massgebend geprägt
und die Herausbildung des Neuen Bauens befeuert.

Der moderne Städtebau beruhte zuallererst darauf, den Abstand

zwischen Menschen, Objekten und Gebäuden neu zu regeln. Insofern lieferte er eine genuine Theorie des Social Distancing, welche innen und aussen als strikt voneinander getrennte Bereiche begreift. Festgelegt wurde in den neuen städtebaulichen Richtlinien der Moderne, wer und was drinnen beziehungsweise draussen zu bleiben hat. Dazu gehörten ebenso Menschen wie auch Viren oder Hitze.

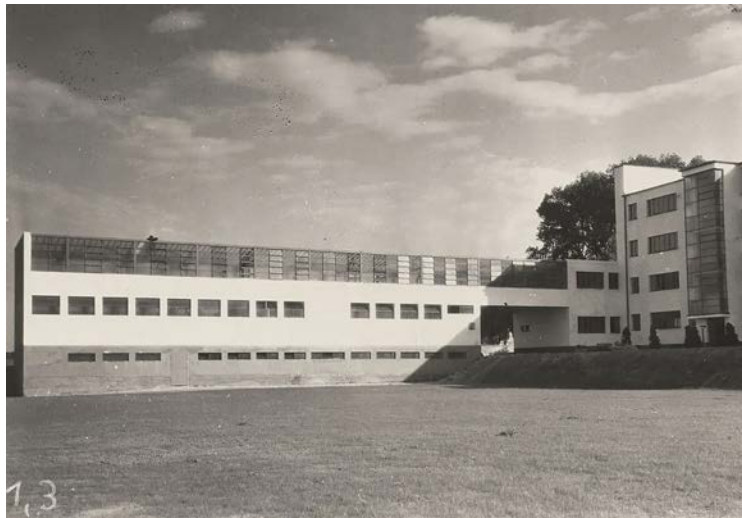
Epidemien in der Stadt

Infektionskrankheiten wie die Pest, Cholera, Typhus, Tuberkulose oder Malaria waren in vorindustriellen Städten grundlegende Probleme, welche erst im 20. Jahrhundert einer substanziellen Lösung zugeführt werden konnten. Wie dem «Report on the Mortality of Cholera in England» von 1852 zu entnehmen ist, waren die Ursachen für deren Ausbreitung noch keinesfalls ausgemacht. «Die Form der Cholera-Kurve für ganz England ist sehr bemerkenswert», heisst es darin. «Die aufeinanderfolgenden Terrassen und Spitzen der Platte ähneln Abschnitten primitiver Bergformationen (. . .) oder sie erinnern an die Linien einer seltsamen gotischen Architektur.» Der metaphorische Vergleich zwischen Kurvenform und Architekturstil ist ein Hinweis darauf, wie sehr um die richtige Interpretation der epidemiologischen Daten gerungen wurde.



Berliner Wohnverhältnisse in Zeiten des deutschen Kaiserreichs.

Deutsches Historisches Museum



Bauen nach Hygienerichtlinien, hier die Siedlung Dammerstock in Karlsruhe, 1929 unter der Gesamtleitung von Walter Gropius in Zeilenbauweise errichtet.

Konvolut zur Ausstellung
«Dammerstock-Siedlung. Die
Gebrauchswohnung»

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sich ein Verständnis für den Zusammenhang zwischen Städtebau, Hygiene und Epidemiologie in einer wissenschaftlichen Lesart herauskristallisiert. So wurden etwa hohe Aussentemperaturen in Kombination mit mangelhaften hygienischen Verhältnissen in Städten mehr und mehr als Treiber von Krankheiten unterschiedlicher Art erkannt. Untersuchungen zum Zusammenhang von Kanalisation und Trinkwasserqualität oder von Sumpfen und Quartierstrukturen waren gleichermaßen Treiber für medizinische und städtebauliche Innovationen.

Der zentrale Untersuchungsgegenstand war die Stadt als Slum und die Hygiene insofern, um es mit dem Architekturhistoriker Julius Posener zu sagen, eine «Slummologie». An der für den modernen Städtebaudiskurs bahnbrechenden Hygiene-Ausstellung von 1911 in Dresden wurden die damaligen Problemlagen und Lösungsansätze aus interdisziplinärer und lebensreformerischer Perspektive dargelegt. Die Ausstellung umfasste unter anderen Abteilungen zu Infektions- und Tropenkrankheiten, Krankenfürsorge und Rettung, Siedlungs- und Wohnungswesen, Beruf und Arbeit, Nahrungs- und Genussmitteln, Spiel und Sport sowie zu Kleidung und Körperpflege. Dabei sollte einer breiten Öffentlichkeit die alle Lebensbereiche durchdringende Relevanz des Wissensgebietes «Hygiene» vor Augen geführt werden.

Mit der Ausbreitung des Coronavirus sehen sich Architektur und Stadtplanung erneut in die Pflicht genommen, sich mit der Hygiene in den Städten Europas auseinanderzusetzen. Dabei erscheint das Hygiene-Thema nicht mehr primär im Zeichen des Slums und der «Wohnungsfrage» (Friedrich Engels), sondern der «Risikogesellschaft» und damit eines neuartigen urbanen «Experimentalismus» (Ulrich Beck), welcher langfristig mit Unwägbarkeiten zu rechnen hat. Zwei planerische Konzepte im Umgang mit Unsicherheit, mit signifikanten Implikationen für die Architektur und Stadtplanung, stehen dabei besonders hervor.

Smart City legitimieren

Die gegenwärtigen Ereignisse rund um das Coronavirus werden die Debatte über die digitale Durchdringung von Städten auch in Europa verändern. Stadtstaaten wie Singapur nutzen das planerische Konzept der Smart City, um den Raum der Stadt umfassend mit aus Daten gewonnenen Informationen zu verknüpfen. So lassen sich etwa Transport- und Energieflüsse im Rahmen von 3-D-Modellen in ihren stadträumlichen Auswirkungen überprüfen.

Das Tracking der Bewegungsprofile infizierter Stadtbewohnerinnen und -bewohner erscheint dabei bloss als eine weitere Anwendung des Smart-City-Kalküls. Dieses erlaubt Singapurs Regierung, die stadtweite Ausbreitung des Coronavirus nicht nur nachträglich zu rekonstruieren, sondern auch antizipierende Eingriffe vorzunehmen. Allem Anschein nach sind jene asiatischen Gesellschaften, welche die neuen digitalen Instrumente besonders affirmativ einsetzen – wie etwa China, Südkorea und Singapur –, bisher besonders erfolgreich bei der Bekämpfung des Coronavirus.

Die Zeit scheint gekommen, dass auch in Europa eine ernsthafte Debatte über die gesellschaftliche Legitimität von Smart-City-Konzepten geführt wird. Es gilt, die vorhandenen digitalen Werkzeuge kritisch zu evaluieren und deren allfälligen Einsatz einer demokratischen Kontrolle zu unterstellen. Jenseits technischer Diskussionen über «Contact-Tracing» versus «Geolokalisation» muss es dabei darum gehen, jene Gratwanderung auszuloten, die bei der Verwendung von nutzerbezogenen Daten im Epidemiefall (und darüber hinaus) beschritten wird.



Warteschlange im Geschäftsviertel Porta Nuova in Mailand am 1. April 2020.

Luca Bruno / AP

Mit dem Smart-City-Ansatz gehen heikle personenrechtliche Fragen einher, die am aufklärerischen Selbstverständnis der demokratisch verfassten Gesellschaften Europas rühren. Die eigentliche

Herausforderung besteht darin, nicht alle digitalen Ansätze mit stadträumlicher Relevanz reflexartig und pauschalisierend «auf das übliche Paradigma von Überwachung und Kontrolle» zu reduzieren, wie Slavoj Žižek hier vor zwei Wochen schrieb. Besonders für die Überwindung des umfassenden Lockdown-Ansatzes – alle müssen drinnen bleiben – können digitale Hilfsmittel zeitlich und regional begrenzte Differenzierungen bereitstellen. Somit sind sie insbesondere für jene Städte interessant, die in Zukunft über ein eigenes regionales Regime verfügen und so zur wirtschaftlichen Normalisierung beitragen.

Living Labs beobachten

Städte sind nicht nur das Resultat von staatlichen Planspielen und Simulationen. Sie lassen sich aus planerischer Perspektive ebenso mit einer Bottom-up-Methode als alltagspraktische Laboratorien begreifen, in welchen neue Ansätze für grössere Einheiten erprobt werden. Wie neueste Studien zu Mailand oder Wuhan belegen, hatte das Einstellen des öffentlichen Lebens einschneidende ökologische Auswirkungen: Es führte zu einer starken Abnahme der Luftverschmutzung (Stickstoffdioxid und Feinstaub) und der CO₂-Emissionen. Zudem zeigt sich, wie im Fall von Venedig, dass die Regenerationsfähigkeit der aquatischen Ökologien rasch wirksam wird. Die Erholung von urbanen Ökosystemen durch das Ausbleiben touristischer Verwertung schafft neuartige Einsichten in die Grenzen des Wachstums und in die wünschenswerte Lebensqualität in Städten.

Der staatlich verordnete Ausnahmezustand führt momentan zu einem experimentellen Erfahrungsraum, welcher in Europa durch ein neuartiges zivilgesellschaftliches Engagement weiter verstärkt wird. Mit einigem Recht kann ein solcher Erfahrungsraum mit einer Idee umschrieben werden, die seit rund 20 Jahren unter dem Titel des Living Lab zur Entfaltung gebracht wird. Dabei geht es darum, durch entsprechende Rückkoppelungen wissenschaftliche Erkenntnisse mit ihrer direkten Anwendung in realen Lebenssituationen zu kombinieren; Städte bilden hierfür ein ideales Testgelände. Die im Entstehen begriffenen Formen des E-Learning und des Home-Office verändern derzeit unser Verständnis von Arbeit und die Bereitschaft, dafür zu reisen, während neue Formen alltäglicher Solidarität unser Verständnis von Nachbarschaftshilfe und Pflege erweitern.

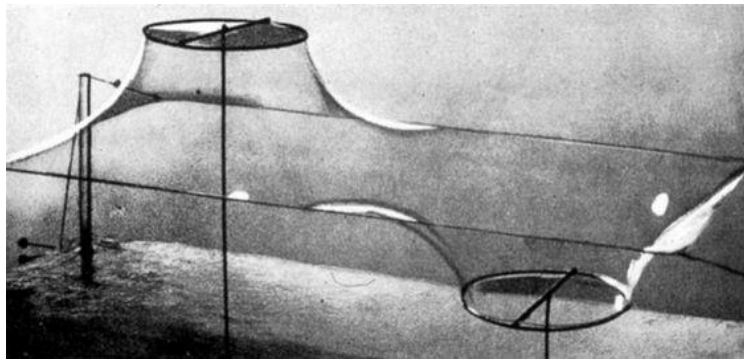
Städte als Living Labs integrieren interdisziplinär generierte Einsichten der Wissenschaften und der Zivilgesellschaft. Es gibt Anzeichen dafür, dass sich europäische Städte vor dem Hintergrund des Ausnahmezustands momentan in Richtung von Living Labs entwickeln. Um daraus langfristigen Nutzen zu ziehen, braucht es allerdings Formen der Rückkoppelung – der Soziologe Niklas Luhmann würde von Beobachtungen zweiter und dritter Ordnung sprechen –, welche die Lernprozesse zwischen urbanen Ökologien, Zivilgesellschaft und Wissenschaften zusammenführen.

Urbane Experimentalismus (drinnen und draussen)

Architektinnen und Stadtplaner sind prädestiniert, diese Beobachtungsfunktion für die Gesellschaft zu übernehmen und aus den neuen Erkenntnissen Schlüsse für die Planung und Gestaltung der Städte zu ziehen. Sich selbst überlassene urbane Ökologien, temporär abgeriegelte Stadtquartiere, vorfabrizierte Spitäler sowie neue hybride Wohn- und Arbeitsformen bilden Beispiele dafür, dass die Planungsdisziplinen substanzielle Beiträge zum Leben im Ausnahmezustand und zur Überwindung des Lockdown zu leisten haben.

Gefordert ist ein urbaner Experimentalismus in den Städten Europas, der Einbildungskraft mit Voraussicht, staatlichen Interventionismus mit zivilgesellschaftlichem Engagement verbindet. Wie bereits Anfang des 20. Jahrhunderts steht auch heute ein stadträumliches Verständnis zur Disposition, das den hygienischen Anforderungen Rechnung trägt, ohne deren imaginative Dimensionen zu vernachlässigen.

Wo und wie heute die Grenzen zwischen Innen und Aussen zu ziehen sind, ist zwar unklar; fest steht jedoch, dass sich damit gleichermaßen epidemiologische und architektonische Fragestellungen verbinden. Von Frei Otto stammt die Unterscheidung in «langsame» und «schnelle» Architekturen. Nun hat die Stunde der schnellen Architektur und Stadtplanung geschlagen.



Modell aus Seifenblasen des Architekten Frei Otto.

saai, Archiv für Architektur und
Ingenieurbau, Karlsruhe

Sascha Roesler ist SNF-Förderprofessor für Architekturtheorie an der Accademia di architettura in Mendrisio. Er forscht mit einem Team zu Fragen der Klimatisierung in Städten und hat als Forscher des Future Cities Lab der ETH Zürich für zwei Jahre in Singapur gelebt.

Mehr zum Thema